

Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag
Reihe: Sozialwissenschaften

Band 30

Laura Frey

Integration aus Sicht türkischer Jugendlicher

Im Zwiespalt zwischen
türkischer Tradition
und westlicher Moderne



Tectum

Laura Vera Frey

Integration aus Sicht türkischer Jugendlicher. Im Zwiespalt zwischen
türkischer Tradition und westlicher Moderne

Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag

Reihe: Sozialwissenschaften; Band 30

Umschlagabbildung: © marqs | photocase.com

© Tectum Verlag Marburg, 2010

ISBN 978-3-8288-5241-9

(Dieser Titel ist als gedrucktes Buch unter der
ISBN 978-3-8288-2214-6 im Tectum Verlag erschienen.)

Besuchen Sie uns im Internet

www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	9
1 Überblick über die Einwanderungsgeschichte von 1950 bis heute	11
2 Theoretischer Rahmen.....	15
2.1 Integrationstheorien allgemein.....	15
2.2 Die Eingliederungstheorie nach Hartmut Esser (1980)	18
3 Die zweite und dritte Generation der Gastarbeiterkinder	23
3.1 Kultur, Religion und Identität	23
3.2 Ehre und Machismo	25
3.3 Sprache	26
3.4 Familie	27
3.4.1 Struktur	27
3.4.2 Erziehung.....	30
3.5 Netzwerke.....	32
3.6 Partnerschaft.....	34
3.7 Wohnverhältnisse	35
3.8 Schule.....	35
3.8.1 Allgemein.....	35
3.8.2 Einstellung der Jugendlichen	37
3.8.3 Einstellung der Eltern	38
3.9 Aufnahmegesellschaft.....	38
3.10 Parallelgesellschaft	39
4 Fragestellung der Studie	43
5 Methodisches Design	45
5.1 Qualitative Forschung allgemein	45
5.2 Planung der Studie	46
5.2.1 Leitfadeninterview	46
5.2.2 Auswahl der Interviewpartner.....	47

5.2.3 Erstellen des Leitfadens.....	47
5.3 Durchführung der Studie	48
5.4 Auswertung der Daten	48
6 Darstellung der Ergebnisse	53
6.1 Einzelfalldarstellung	53
6.1.1 Ahmet.....	53
6.1.2 Hakan	70
6.1.3 Selim	82
6.1.4 Dursun.....	100
6.1.5 Baran.....	113
6.1.6 Mèhvan	134
6.1.7 Goran.....	154
6.1.8 Fehmi.....	175
6.2 Typenbildung.....	197
6.2.1 Der „deutsche“ Kosmopolit.....	197
6.2.2 Zwischen den Welten	198
6.2.3 Der „türkische“ Traditionalist.....	199
7 Fazit	201
8 Literatur	203
9 Anhang	207
9.1 Leitfragen	207
9.2 Interviews.....	210
9.2.1 Interview Ahmet.....	210
9.2.2 Interview Hakan.....	234
9.2.3 Interview Selim.....	255
9.2.4 Interview Dursun	280
9.2.5 Interview Baran.....	307
9.2.6 Interview Mèhvan	334

9.2.7 Interview Goran.....	368
9.2.8 Interview Fehmi.....	396

Einleitung

Die Debatte der letzten Jahre um eine gelungene oder missglückte Integration von Migranten wird - zumindest vordergründig - von Schlagworten wie Kopftuchstreit, Ehrenmorde, Moscheenstreit und Parallelgesellschaften bestimmt. Vor allem die türkischen Migranten gelten, auch noch nach neuesten Studien (Vgl. Woellert et al. 2009: 7), als am schlechtesten integriert und das obwohl mittlerweile viele türkische Migrantenfamilien bereits in der dritten Generation in Deutschland leben. Aufgrund der - im Vergleich zu den Einheimischen - relativ hohen Fertilitätsrate der türkischen Migranten, haben heute bereits sieben Prozent der unter 15-Jährigen einen türkischen Migrationshintergrund. Das ist ein doppelt so hoher Anteil wie in der Gesamtbevölkerung (Vgl. Woellert et al. 2009: 19). Und dieser Anteil wird in den nächsten Jahren vermutlich noch steigen, da die deutsche Gesellschaft in absehbarer Zeit weiter schrumpft und altert.

Dennoch stehen auch heute noch gerade die Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund häufig nur als „Problemfälle“ im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion und auch im Interesse der Forschung. Zwar bin ich im Laufe meiner Recherche auf eine große Menge an Quantitativen Studien gestoßen, die sich mit diesen Jugendlichen befassen, der Anteil an Qualitativen Studien zu diesem Thema hingegen scheint - meiner Meinung nach - nur gering bis gar nicht vorhanden zu sein. Dies hat zur Folge, dass nur von „außen“ über die Jugendlichen geschrieben wird, ihre Lebenswelt von „innen“ heraus jedoch nicht erfasst werden kann. Aus diesem Grund habe ich mich dafür entschieden, Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund einmal selbst zu befragen und so mehr über das Thema Integration aus ihrer Sicht zu erfahren.

Beginnen möchte ich das erste Kapitel meiner Arbeit mit einem Überblick über die Einwanderungsgeschichte, die 1950 mit den Gastarbeitern begann und - durch deren Familiennachzug - quasi bis heute andauert. Dieses Vorwissen über die türkische Gastarbeitergeschichte ist meines Erachtens sehr wichtig, um die Situation der heutigen türkischen Jugendlichen - mit Migrationshintergrund - zu verstehen. Anhand des geschichtlichen Ablaufs möchte ich außerdem deutlich machen, wie lange das Thema Einwanderung und somit auch Integrationsfragen ignoriert wurden.

Im zweiten Kapitel folgt ein Überblick über den derzeitigen Forschungsstand und die vorhandene Literatur in Bezug auf die Integrationstheorien. Im Zuge dessen möchte ich zeigen, wie unterschiedlich die Auffassungen von Integration sind und wie schwierig es ist, sich auf einen

allgemein gültigen Integrationsbegriff zu einigen. Des Weiteren werde ich die Eingliederungstheorie von Hartmut Esser vorstellen, die ich zur Auswertung des Integrationsgrades der Interviewteilnehmer angewendet habe.

Weiter fortfahren werde ich im dritten Kapitel mit einem Überblick über den allgemeinen Forschungsstand zu türkischen Migranten und - soweit es die Literatur zulässt - auch speziell über Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund. Die Auswahl der Themengebiete entspricht, soweit möglich, den Kategorien des Leitfragebogens.

Im vierten Kapitel werde ich die Fragestellung meiner Studie noch einmal genauer konkretisieren und die Gründe für die Auswahl meiner Interviewpartner erläutern.

Die weitere empirische Vorgehensweise werde ich dann im fünften Kapitel näher beschreiben. Zuerst werde ich einen allgemeinen Überblick über die Vorteile qualitativer Sozialforschung geben und begründen, warum ich mich für die Methode des Qualitativen Interviews (Leitfadeninterview) entschieden habe. Anschließend werde ich dann mein weiteres Vorgehen darstellen, was die genaue Fragestellung und Planung der Studie, die Erstellung des Leitfadens und die Suche nach Interviewpartnern beinhaltet.

Schließlich werde ich im sechsten Kapitel meine acht Fallstudien im Zuge einer Einzelfalldarstellung vorstellen, die jeweils eine kurze Biografie des Befragten, eine Falldarstellung und abschließend die Auswertung der Daten beinhaltet. Diese Auswertung wird in Bezug auf die vier Assimilationsstufen der Eingliederungstheorie von Hartmut Esser (1980) erfolgen. Mit deren Hilfe möchte ich zeigen, inwieweit eine Assimilation an die deutsche Mehrheitsgesellschaft stattgefunden hat und die Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund somit als integriert gelten können. Im Anschluss werde ich dann noch exemplarisch drei Integrationstypen vorstellen, die sich aus der Analyse meiner Interviews ergeben haben.

Abschließend folgt in Kapitel sieben ein kurzes Fazit zu meiner Studie zum Thema Integration und ein Ausblick auf mögliche weitere Forschungsansätze.

1 Überblick über die Einwanderungsgeschichte von 1950 bis heute

Mitte der 1950er Jahre stand die - bis dato boomende - deutsche Wirtschaft vor einem Arbeitskräftemangel. Zu dieser Zeit kamen die ersten geburtschwachen Kriegsjahrgänge ins erwerbsfähige Alter und die durchschnittliche Lebensarbeitszeit verkürzte sich durch bessere Altersversorgung und die Verlängerung der Ausbildungszeit (Vgl. Woellert et al. 2009: 12). Somit wurden damals, trotz einer bundesweit insgesamt noch recht hohen Arbeitslosenquote, in manchen Regionen und Arbeitsbereichen bereits die Arbeitskräfte knapp (Vgl. Bremer 2000: 46). Um den Arbeitskräftemangel zu umgehen, schlossen Deutschland und Italien im Dezember 1955 ein sogenanntes Anwerbeabkommen, durch das dem deutschen Arbeitsmarkt italienische Arbeitskräfte zugeführt werden konnten (Vgl. Woellert et al. 2009: 12). So begann, vor mehr als 50 Jahren - mit der ersten Anwerbung von Gastarbeitern - die Einwanderungsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (Vgl. Santel, Schock 2000: 9). Bereits im Jahre 1956 zogen circa 82.000 ausländische Personen nach Deutschland (Vgl. Woellert et al. 2009: 12) und „bis 1965, ein Jahr vor der ersten Nachkriegsrezession, stieg die Zahl der jährlichen Zuzüge auf ein erstes Maximum von über 716.000“ (Siehe Woellert et al. 2009: 12). Da das quantitative Potential deutscher Arbeitskräfte in den Jahren 1961 bis 1974 weiterhin um 2 Millionen sank, wurden zur Bekämpfung des Arbeitskräftemangels neue Anwerbeverträge mit verschiedenen Ländern getroffen (Vgl. Firat 1996: 34, 35). In den Jahren von 1960 bis 1968 folgten somit ähnliche Abkommen mit Spanien, Griechenland, der Türkei, Marokko, Portugal, Tunesien und Jugoslawien (Vgl. Woellert et al. 2009: 12). Die Anwerbung und Vermittlung türkischer Arbeitskräfte im Jahre 1961 kam durch den Mauerbau und das damit verbundene Nachlassen der Arbeitskräfteeinwanderung zustande. Bereits im Juni desselben Jahres wurden bei einer Volkszählung 6.700 türkische Gastarbeiter registriert (Vgl. Firat 1996: 34, 35). Im Jahre 1967, als es zu einer Erholung der Wirtschaft kam, stieg auch die Zahl der Arbeitsplätze erneut, was wiederum neue Gastarbeiter nach Deutschland lockte (Vgl. Woellert et al. 2009: 13). Im Laufe der Jahre, von 1968 bis 1971, wurden „so viele neue Arbeiter beschäftigt wie insgesamt in den 13 Jahren zuvor“ (Siehe Woellert et al. 2009: 13). Die Zahl der Ausländer erreichte in der Bundesrepublik bis zum Jahre 1973 über 3,9 Millionen, sodass 6,4 Prozent der Bevölkerung damals nicht im Besitz eines deutschen Passes waren. Zu dieser Zeit stellten türkische Migranten erstmals die größte ausländische Gruppe und übernahmen somit den Platz der Italiener (Vgl. Woellert et al. 2009: 12,13).

Im Jahre 1973 war die Gastarbeiterbeschäftigung - mit ca. 2,5 Millionen Beschäftigten (was einem Anteil von 6,3 Prozent entspricht) - so hoch wie nie. Gleichzeitig sollte dieses Jahr jedoch auch ihren Wendepunkt einleiten. Da sich durch die Ölkrise die Wirtschaftslage erneut verschlechterte, wurde eine Wirtschaftskrise ausgelöst. Daraufhin verhängte die Bundesrepublik einen Aufnahmestopp weiterer potentieller Erwerbstätiger, den sogenannten „Anwerbestopp“, wodurch nur noch der Nachzug der engsten Familienangehörigen - also der Ehepartner und dazugehöriger Kinder unter 18 Jahren - möglich war (Vgl. Firat 1996: 37). Somit stabilisierte sich in den 1970er Jahren die Zahl der in Deutschland lebenden Ausländer bei etwa vier Millionen (Vgl. Woellert et al. 2009: 12, 13).

Doch es kam, entgegen der Annahmen der Politik, mittel- und langfristig nicht zu einem Rückgang der ausländischen Wohnbevölkerung, sondern - ganz im Gegenteil - durch die neuen rechtlichen Rahmenbedingungen zu einem Einwanderungsprozess in Form des Familiennachzuges (Vgl. Bremer 2000: 45, 46). Durch diese Entwicklung, vom Gastarbeiter zum Einwanderer, gewannen auch die außerhalb des Arbeitsbereiches liegenden Lebensbereiche mehr an Bedeutung. Die Anwerbung der sogenannten Gastarbeiter seit Mitte der 1950er Jahre bis zum Anwerbestopp 1973, war von Anfang an ausschließlich arbeitsmarktinduziert und somit rein ökonomisch motiviert. Der Aufenthalt war von beiden Seiten also lediglich temporär geplant gewesen, sodass immer nur die Rede von der Anwerbung männlicher Arbeitskräfte auf Zeit und nie die von Einwanderern war. Somit herrschte einhellig die Meinung, dass alle Beteiligten (das Herkunftsland der Arbeitsmigranten, die aufnehmende Gesellschaft und die Gastarbeiter) Nutzen aus diesem Modell ziehen würden (Vgl. Bremer 2000: 45, 46). Durch das Ende der gesteuerten Arbeitsmigration veränderte sich die Zuwanderung, indem die meisten Gastarbeiter nach dem Anwerbestopp vorerst nicht in ihr Heimatland zurückkehrten - aus Angst, als Arbeitsmigranten nicht noch einmal einreisen zu dürfen - sondern im Gegenzug ihre Familien nachholten und die Kontakte zur alten Heimat lockerten. Die Männer also, die meist aus ländlichen, strukturschwachen Gebieten stammten und häufig keinerlei Ausbildung besaßen und die ursprünglich für einen befristeten Zeitraum zum Arbeiten nach Deutschland gekommen waren. Nun wollten oder konnten sie plötzlich nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren und holten daher ihre Frauen und Kinder nach Deutschland nach. Problematisch war nun, dass viele der Frauen - unter ihnen vor allem türkische Frauen - ohne Qualifikation und Sprachkenntnisse, manche sogar als Analphabetinnen, hierher kamen und dadurch in ihren Familien häufig komplett isoliert von der deutschen Gesellschaft lebten. Dies führte zu einem Rückgang der Beschäftigungsquote der ausländischen Bevölkerungsgruppe, und auch

der wirtschaftliche Strukturwandel in Deutschland führte zu Entlassungen, die vor allem die gering qualifizierten Arbeiter betraf.

In den Jahren 1961 bis 1985 kehrte ungefähr die Hälfte der 3,5 Millionen Migranten wieder in ihr Heimatland zurück (Vgl. Hansen 1989: 13-17). Die Migranten aus der Türkei bilden seit 1971 zahlenmäßig die größte Bevölkerungsgruppe unter den Ausländern in der Bundesrepublik (Vgl. Firat 1996: 10).

Weitere ausländische Zuzüge erfolgten in den 1980ern und 1990ern durch einen Strom von Asylbewerbern und den Zuzug von vielen Aussiedlern ab der zweiten Hälfte der 1980er Jahre. Ab dem Jahre 1991 kamen dann größtenteils Menschen aus dem auseinanderbrechenden Jugoslawien (Vgl. Woellert et al. 2009: 12,13). Die Zahl der Asylsuchenden stieg von über 100.000 im Jahre 1980 auf 438.000 im Jahre 1992 an.

Ende 1992 waren circa 1,9 Millionen Migranten aus der Türkei nach Deutschland gekommen, was einem Anteil von 2,8 Prozent an der Gesamtheit aller Ausländer entspricht. Im Jahre 1993 wurden BRD-weit rund 6,5 Millionen Ausländer durch das statistische Bundesamt im Ausländerzentralregister gezählt, was einem Anteil von 8 Prozent an der Gesamtbevölkerung entspricht (Vgl. Firat 1996: 9, 10).

Insgesamt zogen zwischen 1954 und 2006 über 36 Millionen Menschen nach Deutschland, wovon 80 Prozent ausländischer Herkunft waren, und nur 27 Millionen Menschen verließen das Land im gleichen Zeitraum. (Vgl. Woellert et al. 2009: 6, 12). Somit wurde „aus dem Auswanderungsland des frühen 19. und 20. Jahrhunderts [...] ein Einwanderungsland für Arbeitnehmer und ihre Familienangehörigen, Flüchtlinge und viele andere Gruppen“ (Siehe Santel, Schock 2000: 9).

Heute leben insgesamt circa 2,8 Millionen Menschen mit türkischem Migrationshintergrund in Deutschland und machen somit 3,4 Prozent der gesamten Wohnbevölkerung aus. Allerdings ist lediglich die Hälfte der Türken zugewandert, wohingegen der andere Teil bereits in Deutschland geboren wurde. Prozentual gesehen sind dies mehr als in jeder anderen Migrantengruppe. Insgesamt stellt die türkischstämmige Bevölkerung (einschließlich der kurdischen Asylbewerber türkischer Herkunft) somit die zweitgrößte Migrantengruppe innerhalb der Bundesrepublik. Viele Menschen türkischer Abstammung leben bereits sehr lange hier, was sich auch darin zeigt, dass bereits 86 Prozent der Zugewanderten seit mindestens acht Jahren in Deutschland leben.

Seit der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts Ende der 1990er Jahre haben sich die Möglichkeiten für Migranten, nach dem Pass Deutscher zu werden, zwar erheblich verbessert, wodurch auch die Zahl der Einbürgerungen unter den Türken anstieg. Aber dennoch sind zwei Drittel

von ihnen noch heute ausschließlich im Besitz der türkischen Staatsbürgerschaft, wobei sich diese Zahl auf die in Deutschland Geborenen bezieht. Unter den Zugewanderten sind es sogar noch weitaus mehr, ganze 81 Prozent.

Zusammen mit den Menschen aus dem Nahen Osten bilden diejenigen mit türkischem Migrationshintergrund die jüngste aller Migranten-Gruppen. Bereits die Hälfte von ihnen ist unter 27 Jahre alt, wobei 28 Prozent sogar jünger als fünfzehn Jahre alt sind. Zum Vergleich: Bei den Einheimischen sind es gerade einmal 12 Prozent (Vgl. Woellert et al. 2009: 18, 19). „Weil die türkischen Migranten im Vergleich zu den Einheimischen relativ viele Kinder bekommen, haben heute schon sieben Prozent der unter 15-Jährigen in Deutschland einen türkischen Migrationshintergrund - doppelt so viele wie die Gesamtbevölkerung.“ (Siehe Woellert et al. 2009: 19) Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass sich in keiner anderen Migrantengruppe das Zusammenleben so häufig in Form von Familien darstellt. 31 Prozent der Familien mit türkischem Migrationshintergrund haben ein Kind und weitere 60 Prozent zwei bis drei Kinder. Die restlichen neun Prozent entfallen - und dies ist gemessen an der Kinderzahl ein sehr hoher Prozentsatz - auf Großfamilien mit vier oder gar mehr Kindern. Übertroffen wird diese hohe Fertilität nur noch durch die Gruppe der Personen aus dem Nahen Osten und Afrika. Im Vergleich dazu liegt der Anteil der Großfamilien bei den Einheimischen gerade mal bei knapp zwei Prozent.

Gerade die hohe Fertilitätsrate der Familien mit türkischem Migrationshintergrund ist besonders interessant, da sich durch sie ableiten lässt, dass der Anteil der Menschen mit türkischen Wurzeln an der jüngeren Bevölkerung und somit schließlich auch der Gesamtbevölkerung stetig zunehmen wird (Vgl. Woellert et al. 2009: 19).

Doch auch wenn die türkischen Migranten die zweitgrößte Einwanderergruppe darstellen und bereits seit fast fünfzig Jahren eine Geschichte in Deutschland haben, bilden sie auch nach neuesten Untersuchungen im Integrationsvergleich das Schlusslicht (Vgl. Woellert et al. 2009: 36). „Besonders alarmierend sind der hohe Anteil von Personen ohne Bildungsabschluss und die sehr hohe Erwerbslosigkeit unter den Jugendlichen. In kaum einem Bereich verläuft die Integration dieser Herkunftsgruppe wirklich gut. Vielmehr verstärkt sich der Eindruck, dass sich ein Teil [...] in eigene soziale Gemeinschaften zurückzieht“ (Siehe Woellert et al. 2009: 36).

2 Theoretischer Rahmen

2.1 Integrationstheorien allgemein

Die Frage der „Integration“ hat zwar schon immer im Mittelpunkt öffentlicher Diskussion gestanden, es wurde jedoch -aufgrund der unterschiedlichen normativen Vorstellungen von Integration- nie eine universale Terminologie eingeführt. Somit werden weiter die unterschiedlichsten Begrifflichkeiten verwendet, die sich in ihrer Bedeutung ständig verändern können und immer wieder neu positiv oder negativ besetzt werden (Vgl. Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend 2000: 9). „Allein in der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung ist eine Vielzahl konkurrierender Begriffssysteme zur analytischen Durchdringung von Eingliederungsprozessen entwickelt worden, die den darin verwendeten z.T. identischen Termini nicht selten durchaus unterschiedliche Bedeutungsgehalte geben“ (Siehe Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend 2000: 9).

Die klassische Frage der Migrationssoziologie lautet: „Welche Bedingungen müssen auf Seiten der Aufnahmegesellschaft, vor allem aber auf Seiten der Eingewanderten gegeben sein, damit der Integrationsprozess erfolgreich verläuft?“ (Vgl. Bremer 2000: 26). Da sich lange Zeit gewiegerte wurde, die Bundesrepublik Deutschland als Einwanderungsland zu definieren, wurde die Integrationsfrage zu unterschiedlichen Zeitpunkten verschieden behandelt:

- 1) Mitte der 1950er Jahre begannen Staat und Wirtschaft, gegen die drohende Arbeitskräfteknappheit, mit der Anwerbung von ausländischen Gastarbeitern vorzugehen. Von einer Integration im Sinne klassischer Einwanderungsländer war nicht die Rede, da hier nicht die Integration in die relevanten Lebensbereiche, sondern die Funktionalität der Arbeitskräfte im Vordergrund stand.
- 2) Ein Wandel von der befristeten Arbeitsmigration hin zum Einwanderungsprozess deutete sich spätestens mit dem Anwerbestopp im Jahre 1973 und dem dadurch *boomenden* Familiennachzug an. Nachdem nun deutlich wurde, dass viele der Gastarbeiter längerfristig in Deutschland bleiben wollten und daher ihre Familien nachholten, gewann nun auch in größerem Maße die Thematisierung und Problematisierung der Integration der zweiten Generation an Bedeutung. Die Ausländerforschung setzte hierbei jedoch ihr Augenmerk eher auf die individuellen Voraussetzungen der Kinder und Jugendlichen als auf gesellschaftliche Bedingungen. Daher wurde Integration mit Begriffen wie Assimilation und Akkulturation hauptsächlich als Leistung angesehen, die von den Migranten

individuell zu erbringen ist. Im Falle von Ausgrenzungen konnte daher die Schuld bei den Individuen gesucht werden, da diese scheinbar nicht bereit waren, sich individuell anzupassen, womit die Ausgrenzung als Folge von gesellschaftlichen Bedingungen vollkommen aus dem Blickfeld geriet.

- 3) Esser hatte bereits Anfang der 1980er Jahre - anknüpfend an internationale migrationssoziologische Debatten - deutlich gemacht, dass bei den Prozesse der Integration verschiedene Ebenen und Dimensionen eine Rolle spielen und es sich daher nicht um eindimensionale und gleichgerichtete Prozesse handeln kann (Vgl. Bremer 2000: 26, 27).
- 4) Bis heute wird der Integrationsbegriff häufig rein normativ verwendet, wenn über Integration von Zuwanderern debattiert wird. „Die gesellschaftlichen Bedingungen für Integration, die sich gerade bei Zuwanderern vor allem über den Arbeitsmarkt vollzieht, sind heute völlig anders als in den 50er und 60er Jahren“ (Siehe Bremer 2000: 28). Seit den 80er Jahren, vor allem aber zunehmend seit Anfang der 90er Jahre, ist der Arbeitsmarkt kaum noch aufnahmefähig und kann sich daher Ausgrenzungen *leisten*. Da der Arbeitsmarkt nicht mehr expandiert, werden auch immer weniger un- und niedrigqualifizierte Arbeitskräfte nachgefragt. Während die Gastarbeitergeneration durch den Verlust des Arbeitsplatzes einen Abstiegsprozess durchlaufen hat, haben die nachfolgenden Generationen schon Probleme, sich überhaupt - wenn auch nur temporär - in den ersten Arbeitsmarkt zu integrieren. Unter Umständen bleiben sie somit dauerhaft von der Erwerbstätigkeit ausgeschlossen (Vgl. Bremer 2000: S. 219). Durch das Fehlen der sozialstrukturellen Voraussetzungen, vor allem für die nachfolgende zweite und dritte Generation, wird somit eine - sich von Generation zu Generation quasi automatisch vollziehende - Integration behindert (Vgl. Bremer 2000: 28).

Die Zukunft der Bundesrepublik Deutschland hängt zwar sehr stark von den jugendlichen Einwanderern ab, dennoch ist die Adoleszenz in der Migration bisher kaum wissenschaftlich-reflektiert analysiert worden, sodass es keine systematische Verbindung von Jugendforschung und Migrationssoziologie gibt (Vgl. Nohl 1996: 1).

Es existiert zwar eine große Menge an Literatur zu jungen und insbesondere türkischen Migranten, „Forschungen zu dieser Personengruppe sind allerdings häufig nicht in den Erfahrungen der Jugendlichen selbst begründet, sondern in den Relevanzsystemen derer, die über die Jugendlichen schreiben“ (Siehe Nohl 1996: 1). Diese Vorgehensweise ist jedoch

problematisch, da den Forschern die soziale Welt der Migranten fremd ist und sie sich von ihrer eigenen durchaus unterscheidet. Diese Fremdheit, die vermutlich immer zwischen Forscher und Erforschtem besteht, kann erst dadurch methodisch kontrolliert werden, indem man dem Erforschten die Möglichkeit gibt, die Struktur der Kommunikation und des empirischen Materials selbst zu beeinflussen (Vgl. Nohl 1996: 1, 2).

Eine Migrationssoziologie der Adoleszenz muss in der Peer Group ansetzen, da die Jugendlichen dort diese Lebensphase überwiegend verbringen und diese Altersphase durch die Peer Groups „strukturiert oder auch >sekundär< institutionalisiert wird“ (Siehe Nohl 1996: 2). „Auf die besondere Bedeutung der Peer Group für jugendliche Migranten als Ort der Orientierungsfindung im Kontext von Migration und Generation wird sowohl in der klassischen Literatur zum Thema (Thrasher 1963; zuerst: 1927) als auch in der bundesdeutschen Diskussion hingewiesen (Griese 1981, Schiffauer 1981, Arnold & Stüwe 1992, Tertilt 1995)“ (Siehe Nohl 1996: 2). Dennoch ist man, statt ethnographischer Arbeiten über ganze Gruppen junger Migranten anzufertigen, bei der individuellen Biographieforschung geblieben.

Gerade auch große empirische Untersuchungen, wie zum Beispiel die Shell-Studie, berücksichtigen noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts ausschließlich Aspekte der Lebensführung- und Bewältigung von deutschen Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Und vernachlässigen somit die jungen Menschen, die eine andere Herkunft haben, obwohl diese Jugendlichen mit ausländischem Pass rund 15 Prozent der altersgleichen Jahrgänge ausmachen (Vgl. Attia, Marburger 2000: 1). „Forschung wie Theoriebildung orientieren sich quasi selbstverständlich, ohne dies auch nur ansatzweise zu thematisieren, geschweige denn zu problematisieren an Jugendlichen „deutscher“ Herkunft als dem „Normalfall“ von Jugend in Deutschland [...]“ (Siehe Attia, Marburger 2000: 1). Die Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die bereits im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft sind, werden hingegen nur in spezieller Literatur behandelt. Dort werden sie immer wieder als besonderer Problemfall beschrieben, der unter dem Stichwort des Kulturkonflikts abgehandelt wird (Vgl. Attia, Marburger 2000: 1).

Migrationsforschung und eine Migrationssoziologie der Adoleszenz muss immer die ganze Migrationsgesellschaft mit einbeziehen und dazu gehören sowohl Einwanderer verschiedener Generationen als auch Eingewessene. Migration ist daher das Problem eines gesamtgesellschaftli-

chen Wandels und darf nicht nur als Problem der Migranten gesehen werden (Vgl. Nohl 1996: 2-3).

Im Fokus wissenschaftlichen Interesses steht seit langem die Migration, und hier insbesondere die Sozialisation der jugendlichen Wanderer (Vgl. Nohl 1996: 5). Bielefeld et al. sehen besonders die familiäre Situation der türkischen Jugendlichen „gekennzeichnet durch die Widersprüche zwischen einem kulturell geprägten Erziehungskonzept und den gesellschaftlich definierten Erwartungen an die Standardbiographie eines Unterschichtjugendlichen in industrialisierten Gesellschaften.“ (Siehe Bielefeld 1983: 84 in Nohl 1996: 10). Den Jugendlichen bleibt somit meist nur die Wahl zwischen dem Herausbrechen aus der Familie und der Verschiebung des Lebensmittelpunktes in die „subkulturelle Lebenswelt“ oder des „kognitiven Selbstbetrugs“, um diesen Widerspruch für sich zu lösen. Denn die Normen der deutschen Gesellschaft und die der Familie stehen sich hier direkt gegenüber (Siehe und vgl. Bielefeld 1983: 84 & 1982: 48 in Nohl 1996: 10).

Der häufig verwendete Begriff der Ausgrenzung wurde in der Migrationssoziologie bisher kaum genauer bestimmt, wohingegen der Begriff der Integration Gegenstand einer breiten und ausschließlich theoretisch geführten Diskussion ist. Die Ausgrenzungs- und Underclass-Debatte hat sich stark auf gesellschaftliche Bedingungen von Ausgrenzungsprozessen fokussiert, während sich die Diskussion um das Thema Integration vorrangig mit den individuellen Anpassungsleistungen der Migranten beschäftigt. Durch diese Herangehensweise erscheint die gescheiterte Integration als Folge einer zu geringen individuellen Anpassung. Trotz der unterschiedlichen Herangehensweisen lassen sich bei beiden Debatten viele Gemeinsamkeiten finden (Siehe und vgl. Bremer 2000: 31).

Aufgrund der Vielzahl unterschiedlicher Vorstellung von Migration und Integration, habe ich mich bei meiner Analyse für die Theorie von Esser entschieden, die im Folgenden genauer dargelegt wird.

2.2 Die Eingliederungstheorie nach Hartmut Esser (1980)

In der Literatur finden sich die unterschiedlichsten Begriffe, die alle die Eingliederung von Migranten beschreiben. Teilweise gehen diese von identischen, teilweise von unterschiedlichen Vorstellungen aus.

Esser nutzt den Begriff der „Eingliederung“ als Sammelbegriff für die verschiedensten Prozesse. Zu ihnen zählen: Akkulturation, Assimilation, Absorption, Amalgamation, Adaption, Anpassung, Akkomodation,

Integration und viele andere (Vgl. Esser 1980: 19). Diese Begriffsvielfalt wird dann verständlich, wenn man sich vor Augen führt, dass das Verhältnis des Migranten zur Aufnahmegesellschaft „nahezu sämtliche mögliche Beziehungen von Personen zu ihrer sozialen Umgebung umfassen kann: Konflikt, Marginalität, Segregation, Verhaltens- und Wertübernahme, Interaktion und Statusbesetzung usw.“ (Siehe Esser 1980: 19). Dadurch wird eine einheitliche begriffliche Lösung zunehmend erschwert. Dennoch ist eine Gemeinsamkeit bei allen Begriffen zu erkennen, da jeder den Status oder Verlauf der Angleichung von Individuen an ein soziales und kulturelles System bezeichnet, bei dem das Individuum simultan entlastet und orientiert wird und das Gesamtsystem (weiter) intakt ist. Esser arbeitet weiter drei Dimensionen aus, auf die er die verschiedenen Ansätze bezieht:

- 1) Den Prozess der Angleichung an einen (beliebigen) Standard, den er als Akkulturation bezeichnet
- 2) Den Zustand der Ähnlichkeit, den er mit dem Wort „Assimilation“ beschreibt
- 3) Und den Zustand des Gleichgewichts (der Person und der sie betreffenden Relationen), der sogenannten Integration (Siehe Esser 1980: 20)

Im Zusammenhang mit der Eingliederung von Migranten wird - laut Esser - am häufigsten der Begriff der Assimilation verwendet, nur dies in verschiedener Weise. Auf der einen Seite als Ausdruck für den Verlauf der Eingliederung, und auf der anderen Seite für den Zustand der Ähnlichkeit des Migranten zur Aufnahmegesellschaft. Diese zeigt sich in analogen Handlungsweisen, Orientierungen und interaktiven Beziehungen (Vgl. Esser 1980: 21, 22).

Weiter unterscheidet Esser, ob der Begriff auf „absolute Eigenschaften (Fertigkeiten, Werte, Bräuche, Gewohnheiten)“, oder auf „relationale Eigenschaften (Interaktionen, Statureinnahmen, Rollenausübung)“ bezogen wird (Siehe Esser 1980: 22). Zu den *individuell-absoluten* Eigenschaften zählt er die *kognitive Angleichung* im Bereich der Wissens-Dimension, wozu Wissen, Fertigkeiten und Mittelbeherrschung zählen. Und weiter die *identifikative Angleichung* im Bereich der Wert-Dimension, wozu die emotionale Bindung durch Anerkennung von Bestandteilen der Aufnahmegesellschaft gehört. Die *individuell-relationalen* Eigenschaften setzen sich zusammen aus der *sozialen Angleichung* im Bereich der Interaktions-Dimension, die sich im Ausmaß interethnischer Kontakte zeigt, und in der *strukturellen Angleichung* im Bereich der Status-Dimension, die sich am Ausmaß des Vordringens in das System von Status und Institutionen des Aufnahmesystems zeigt (Vgl. Esser 1980: 22, 23).

Die folgende Übersicht verdeutlicht noch einmal die spezifischen Variablen der Assimilation nach Esser:

- 1) „Kognitive Assimilation: Sprache; Fertigkeiten; Verhaltenssicherheit; Regelkompetenz für Gestik und Gebräuche; Normenkenntnis; Situationserkennung.
- 2) Identifikative Assimilation: Rückkehrabsicht; Naturalisierungsabsicht; ethnische Zugehörigkeitsdefinition; Beibehaltung ethnischer Gebräuche; politisches Verhalten.
- 3) Soziale Assimilation: formelle und informelle interethnische Kontakte; De-Segregation; Partizipation an Einrichtungen des Aufnahmesystems.
- 4) Strukturelle Assimilation: Einkommen; Berufsprestige; Positionsbesetzung; vertikale Mobilität; De-Segregation.“ (Siehe Esser 1980: 221)

Gerade im Hinblick auf die begriffliche Unterscheidung geht Esser davon aus, dass in der Literatur häufig nicht eindeutig zwischen der Assimilation und der Integration von Migranten in die Aufnahmegesellschaft differenziert wird (Vgl. Esser 1980: 23). Daher vertritt er die Meinung, dass unter Integration ein „Gleichgewichtszustand von personalen und relationalen Systemen, und zwar als individuelles psychisches Gleichgewicht, als gleichgewichtige Verflechtung einer Person in relationalen Bezügen und als Gleichgewicht eines Makrosystems, als spannungsarmes Verhältnis der Subeinheit zueinander“ zu verstehen sei (Siehe Schmidt-Koddenberg 1989: 22).

Integration und Assimilation werden bei Esser also als zwei unterschiedliche Dimensionen eines Angleichungsprozesses angesehen (Vgl. Schmidt-Koddenberg 1989: 22). Das Verhältnis der beiden zueinander beschreibt er folgendermaßen: „Da Integration einerseits als Folge von Lernvorgängen, als Zustand der Orientierung gefaßt worden war, wird sie andererseits zur (notwendigen, keineswegs hinreichenden) Voraussetzung aller langfristig abgesicherten, situationsgerechten und aktiven weiteren Assimilationsbemühung. [...] Ohne die Rückgewinnung von entlastender Orientierung bliebe der Wanderer den Situationsvorgaben des Aufnahmesystems, speziell den Eingliederungsbarrieren, auf Dauer passiv ausgeliefert“ (Siehe Esser 1980: 80).

Esser versteht die Eingliederung der Migranten insgesamt als Prozess, der eine gewisse Zeit erfordert und in dessen Verlauf die migrierten Individuen nach und nach assimilative Handlungen durchführen, durch die sie letztlich ihre Ziele erreichen. Mithilfe dieses Belohnungssystems kann dann der Anreiz für assimilative Handlungen verstärkt und die Neigung für nicht-assimilative Dispositionen abgeschwächt werden (Vgl. Esser 1980: 180). In diesem Zusammenhang nimmt Esser an, dass

die vier Dimensionen der Assimilation dabei folgendermaßen verlaufen: Voraussetzung bildet die kognitive Dimension, der dann die strukturelle und soziale Dimension folgen. Erst wenn diese drei Assimilationstypen erfolgreich waren, kann die identifikative Dimension folgen (Vgl. Esser 1980: 231).

Allerdings kann, Esser zufolge, eine Anpassung durch Migranten nur erfolgen, wenn ihnen die Aufnahmegesellschaft auch die Möglichkeiten dazu bietet. „Je mehr assimilative Handlungsoportunitäten dem Wanderer im Aufnahmesystem offenstehen; je geringer die Barrieren für assimilative Handlungen im Aufnahmesystem sind; und je weniger alternative Handlungsoportunitäten nicht-assimilativer Art verfügbar sind, um so eher führt der Wanderer - ceterus paribus - assimilative Handlungen aus“ (Siehe Esser 1980: 211 in Keim 2003: 35). Insgesamt kommt Esser zu dem Schluss, dass die zweite Migrantengeneration gegenüber der ersten weitaus mehr Vorteile genießt, da die Auseinandersetzung mit rivalisierenden Bindungen wegfällt und die, bereits im Aufnahmeland genossene, Sozialisation einen positiven Einfluss erwirken kann. Dadurch kann sich die Assimilation dieser Generation unproblematischer gestalten und ist außerdem auch mit weniger Anstrengungen verbunden (Vgl. Esser 1980: 231). „Diese [Assimilation] wird aber [...] in jedem Fall über einen „empathischen“ Pfad verlaufen, da Kognition, Motivation und Widerstand die entsprechenden Werte haben. Bei Opportunitätsbeschränkungen für die ethnische Gruppe ist dann zwingend mit regredierenden oder anomischen Reaktionen zu rechnen. Und genau dies meint (implizit) das vielgenannte Problem der Zweiten Generation.“ (Siehe Esser 1980: 231)

Insgesamt nimmt die Integration inzwischen in der deutschen sozialwissenschaftlichen Forschung einen festen Platz ein. Im strukturellen Bereich der Bildung und des Arbeitsmarktes ist sie dabei auch schon recht gut erforscht, nicht jedoch im sozialen Bereich, der bisher in der empirischen Forschung in Deutschland nur selten im Mittelpunkt des Interesses stand. Einzig im Bereich der Netzwerkforschung gibt es bisher einige Forschungsergebnisse (Vgl. Haug 2003: 716, 717).

3 Die zweite und dritte Generation der Gastarbeiterkinder

3.1 Kultur, Religion und Identität

In der Fremde achten viele Türken ganz besonders auf die Wahrung ihrer traditionellen Werte, wie zum Beispiel gute Umgangsformen, die sich in der Einhaltung von Ehre und Achtung ausdrücken. Auch die hierarchischen Familienbeziehungen behalten ihre Gültigkeit (Vgl. Straube 1987: 51).

Das Gleichsetzen von Alter mit Wissen, wie es unter traditionellen Verhältnissen geschieht, lässt sich in der Fremde, in Deutschland, jedoch nicht mehr umsetzen. Häufig sind hier nämlich die Jungen diejenigen, die über mehr Wissen als ihre Eltern verfügen. Meist kennen sie sich besser mit der deutschen Umwelt aus und beherrschen häufig auch die deutsche Sprache deutlich besser als ihre Eltern, da sie selbst mit beiden Kulturen und Sprachen - der deutschen und der türkischen - aufgewachsen sind. Durch dieses umgekehrte Verhältnis von Jung und Alt in Deutschland erleiden viele der Eltern einen Autoritätsschwund.

Auch die Religion, die traditionell die Autorität der Alten legitimiert und auch mystifiziert, hat in Deutschland an Funktion verloren und nur noch einen geringen bis gar keinen Einfluss mehr auf die jungen Türken. Für die Eltern hingegen wächst ihre Bedeutung in der Fremde immer stärker an, da die Religion ihnen als Orientierungshilfe in der fremden Welt besteht und somit hilft, ihre Identität zu stärken (Vgl. Straube 1987: 322-324).

Viele türkische Jugendliche haben in Deutschland daher mit wahren Identitätsproblemen zu kämpfen. Die Jugendlichen erleben hier einen widersprüchlichen Sozialisationsprozess, der zwischen der familialen Umwelt der Migranten und der Schule schwankt. Die Werte ihrer traditionellen Gesellschaft stehen häufig im Gegensatz zu den Normen der dominanten westlichen Gesellschaft, was sich deutlich in den Bereichen der Geschlechterrollen und des geschlechtsspezifischen Verhaltens, der Disziplin, der Moralvorstellungen, des Gehorsams, der Selbstsicherheit und der Unabhängigkeit äußert. Nicht selten führt dieser Widerspruch also zu Identitätsproblemen, da die Jugendlichen mit einem gebrochenen Selbstbild und der Herabsetzung der eigenen Person konfrontiert werden (Vgl. Bott et al. 1991: 37). Am besten lässt sich die Situation dieser Jugendlichen wohl mit dem Begriff der »Dekulturation« beschreiben, „die in einem Zwischenraum gefangen ist und zu keiner der Kulturen gehört“ (Vgl. Bott et al. 1991: 39).

Schwierigkeiten bereitet ihnen außerdem, dass sie immer noch häufig als Ausländer angesehen werden, obwohl sie teilweise bereits in der zweiten oder dritten Generation hier wohnen und einen deutschen Pass besitzen. Trotz ihrer langen Aufenthaltsdauer verfügen sie aber dennoch teilweise nicht über ausreichende Sprachkenntnisse, um sich problemlos in der „fremden“ Welt zurechtzufinden und nicht „aufzufallen“.

Gleichzeitig hegen viele Eltern immer noch den Wunsch, in ihre Heimat Türkei zurückzukehren. Ihr ganzes Leben in Deutschland bauen sie sich daher nur vorübergehend auf, immer mit dem Hintergedanken, irgendwann einmal - wenn sie genügend Geld angespart haben - wieder heimzukehren. Vielen ihrer Kinder jedoch bleibt der Weg zurück in die Türkei verwehrt. Sie erleben dort meist noch größere Schwierigkeiten als in Deutschland, da sie auch von den Türken nicht als Gleichgesinnte angesehen werden. Sie werden als »Deutschländer« bezeichnet, weil sie die türkische Sprache nicht besonders gut beherrschen, da sie meist nur die Umgangssprache kennen und wenige Grammatikkenntnisse vorweisen können (Vgl. Zaimuglu 1997: 10, 11). Auch über das Land selbst wissen die meisten nicht besonders viel, da sie die Türkei häufig nur aus dem Urlaub oder gar nur aus Erzählungen der Eltern und Großeltern kennen (Vgl. Stüwe 1982: 129). Daher geht Stüwe (1982) von folgender Annahme aus: „Die Zukunft dieser Kinder liegt in Deutschland. Die ökonomische Situation und andere gesellschaftliche Bedingungen weisen darauf hin, dass dies so sein wird. D.h., die Kinder mehrheitlich hier bleiben“ (Siehe Stüwe 1982: 129). Und auch die Repräsentativuntersuchung `95 unterstreicht diese Annahme, da 1985 nur 38,5 Prozent der türkischen Migranten in Deutschland bleiben wollten, es 1995 aber bereits 71 Prozent waren (Vgl. Repräsentativuntersuchung `95: 354 in Keim 2003: 74). Unter den jungen Migranten ist die Bleibeabsicht sogar noch ausgeprägter: „77% der jungen türkischen Migrantinnen und Migranten möchten auch in Zukunft in Deutschland leben, nur 6% geben an, daß sie nicht beabsichtigen zu bleiben, der Rest ist unentschlossen“ (Siehe Keim 2003: 74).

Vor dem Hintergrund der hohen Bleibeabsicht ist es umso erstaunlicher, dass die türkischen Migranten die „geringste Tendenz zur Assimilation“ zeigen (Siehe Woellert et al. 2009: 36). Dies wird vor allem darin deutlich, dass bisher nur 32 Prozent die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen haben. Gerade die Entscheidung für nur eine Staatsbürgerschaft, in diesem Falle die deutsche, scheint vielen Türkischstämmigen schwerzufallen, da dies eben gleichzeitig auch eine Entscheidung gegen die türkische Staatsangehörigkeit bedeutet (Vgl. Woellert et al. 2009: 36).

Eine Untersuchung von Seifert (1999) unterstreicht diese These, da 38 Prozent der befragten Migranten seiner Studie angeben, dass sie sich zwar gerne einbürgern lassen würden, dies aber nur dann tun würden,

wenn sie ihren alten Pass behalten dürften (Vgl. Seifert [1999] 2001: 578 f. in Keim 2003: 74).

Die Möglichkeit einer doppelten Staatsbürgerschaft besteht - seit 2000 - nur noch für Minderjährige, die sich jedoch auch bei Erreichen ihrer Volljährigkeit für eine der beiden Staatsbürgerschaften entscheiden müssen (Vgl. Woellert et al. 2009: 36).

3.2 Ehre und Machismo

Der türkische Ehrbegriff ist eng mit der Aufgabe des Mannes verknüpft, den Schutz seiner Familie - insbesondere seiner Frau - zu gewährleisten. Und noch heute spielt dieses Ehrkonzept unter türkischen Jugendlichen eine erhebliche Rolle. Dies gilt vor allem für die Gruppenstruktur, aber auch für die Herausbildung angestrebter männlicher Eigenschaften wie Unerschrockenheit, Aggressions- und Gewaltbereitschaft oder verbales und körperliches Durchsetzungsvermögen (Vgl. Tertilt 1996: 215, 216).

Männlichkeit ist in der türkischen Tradition jedoch immer noch eine Frage des Alters. So hat zum Beispiel ein 14-jähriger Junge nicht das Ansehen eines 18-Jährigen, da allgemein die Meinung herrscht, dass er das Mannsein noch erlernen muss. Der Machismo ist dennoch vor allem unter den jungen Türken stark verbreitet. Die männlichen Jugendlichen demonstrieren in ihrem Gebaren untereinander Aggressionsbereitschaft, Unerschrockenheit und Souveränität. Die Identifikation mit einer „machistischen“ Männerrolle ermöglicht es ihnen, sich untereinander zu messen und liefert den Jugendlichen gleichzeitig auch ein Kriterium, sich anderen gegenüber aufzuspielen und abzugrenzen, die nicht in der Lage sind, ihre Rollenanforderung zu erfüllen (Vgl. Tertilt 1996: 215, 216).

Auch die Begriffe „Ficken“ und „Geficktwerden“ werden in vielen verschiedenen Zusammenhängen verwendet. Der Begriff des „Fickens“ demonstriert die männliche Dominanz der Penetration und gilt unter den Jugendlichen als Synonym für Aktivität und Überlegenheit. Sie sehen darin das „sich-anderer-bedienen“. Der Ausdruck des „Fickens“ wird in Zusammenhang mit allem genannt, was üblicherweise Respekt verlangt, aber der Verwirklichung der Interessen der Jugendlichen im Wege steht - wie zum Beispiel Lehrer, die Schule oder auch die Polizei.

Der Ausdruck „Geficktwerden“ wird ebenfalls in vielen verschiedenen Situationen verwendet, so zum Beispiel: „von den Bullen gefickt werden“ (von der Polizei verhaftet werden) oder auch „abgefickt werden“ (im Streit mit einem Messer verletzt werden). Werner Schiffauer verbindet diese sexuelle Rollenaufteilung vor allem mit der sozialen Rollenaufteilung in der Türkei, die auf dem Konzept der Ehre basiert. Da die Verteidigung der eigenen wie auch der Familienehre die ständige Bereit-

schaft des Mannes erfordert, auf Provokationen, die an ihn und seinen Haushalt gerichtet sind, phallisch-aggressiv zu reagieren. Nur so können die Jugendlichen die Grenzen ihrer eigenen Integrität, und dadurch auch den Schutz der eigenen Person, behaupten (Vgl. Tertilt 1996: 189-205). „Das Spiel von Herausforderung und Gegenherausforderung, das verbal in einer vulgären Sexualmetaphorik ausgetragen wird und bis zur physischen Gewalt eskalieren kann, setzt den aktiven, phallisch-aggressiven Mann voraus, der sich im Kampf gegen seinen Rivalen notfalls auch körperlich behaupten muss“ (Siehe Tertilt 1996: 190). Bei einer tatsächlichen Provokation muss daher also jeder Rivale dazu bereit sein, den Konflikt in einem körperlichen Zweikampf auszutragen, um so die verletzte Ehre wiederherzustellen (Vgl. Tertilt 1996: 208).

3.3 Sprache

Für die türkischen Kinder, die in Deutschland aufwachsen, wird Deutsch immer mehr zur dominanten Sprache. Türkisch hingegen gilt nur noch als Familiensprache, da es als Mutter- und Umgangssprache häufig nur noch innerhalb der Familie und Verwandtschaft gesprochen wird. Diese Kinder der zweiten und dritten Generation können ihre türkischen Sprachkenntnisse nur noch selten anwenden und beherrschen die Sprache daher häufig nicht mehr ausreichend (Vgl. Straube 1987: 155).

Ihre Eltern und Großeltern hingegen sind der türkischen Sprache durchaus noch mächtig, haben aber im Gegenzug häufig Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. „Nach Aussage der Literatur verfügen türkische Eltern, vor allem die der ersten Generation, trotz der langen Aufenthaltsdauer nicht über genügende Deutschkenntnisse“ (Vgl. Uysal 1998: 40).

Durch diese bestehende Sprachbarriere fällt es den Eltern häufig schwer, komplizierte Sachverhalte und Emotionen auszudrücken. Vor allem im schulischen Bereich sind damit große Schwierigkeiten verbunden. Viele Eltern sind durch ihr sprachliches Defizit nicht in der Lage, Informationen über den Leistungsstand ihrer Kinder einzuholen oder mehr über die mögliche Schullaufbahn zu erfahren. Letztlich erleiden sie dadurch ein Informationsdefizit, das sich dann automatisch auf die Zukunft ihrer Kinder auswirkt. Diese Eltern können ihren Kindern bei schulischen Fragen - seien sie rein organisatorischer Natur oder beispielsweise bei den Hausaufgaben - nicht helfen und sie somit auch nicht fördern (Vgl. Uysal 1998: 42-44).

Häufig bleiben solche Kinder sogar der Schule fern, da sie Dolmetscherdienste für ihre Eltern übernehmen müssen und ihnen auch bei anderen Erledigungen helfen sollen. „Die Kinder nehmen Schaden daran, dass

ihre Eltern sie für Hilfsdienste in Anspruch nehmen. Bei Behördengängen, wie der Beantragung von Kindergeld oder der Aufenthaltsgenehmigung, bei Arzt- und Krankenhausbesuchen etc. benötigen sie einen Dolmetscher. Da kein Geld für einen Dolmetscher vorhanden ist, nehmen sie ihr Kind dazu. Sie sagen, mein Kind kann besser Deutsch als ich, ich nehme es mit“ (Vgl. Stüwe 1982: 124).

Doch nicht nur die erworbenen Deutschkenntnisse der Eltern haben Einfluss auf die Art und Weise der Kinder zu sprechen. Berstein vertritt die These, dass sowohl deutsche „Unterschichtkinder“ als auch ausländische Kinder beim Sprechen auf einen »restringierten« Code zurückgreifen. Diese Gemeinsamkeit liegt - seiner Meinung nach - vor allem daran, dass diese Kinder unter ähnlichen Umweltbedingungen aufwachsen. Sie leben meist in unfreundlichen Arbeiterwohnvierteln und Plattenbauten auf engstem Raum. Die Häuser sind baufällig und auch außerhalb der Wohnungen gibt es nur sehr wenige Kinderspielplätze und Freizeitmöglichkeiten. Somit wird der Handlungsspielraum der Kinder stark beschränkt und auch die geistige Anregung kommt zu kurz. Da die kognitive Entwicklung dieser Kinder also stark beschränkt wurde, sozialisieren sie sich gegenseitig und erwerben somit alle einen restringierten Sprachcode (Vgl. Schrader et al. 1976: 123).

Aufgrund ihrer mangelnden Sprachkenntnisse in beiden Sprachen werden die Migranten der zweiten Generation in der Literatur daher häufig als »zweisprachige Analphabeten« bezeichnet (Vgl. Bott et al. 1991: 37).

3.4 Familie

3.4.1 Struktur

In vielen türkischen Familien wird noch immer eine strikte Rollentrennung verfolgt. Der Vater übernimmt die instrumentelle Rolle als Hauptverdiener der Familie, der die letzte Verantwortung für die Lösung von Gruppenaufgaben, Kontrollproblemen und Erziehungsfragen trägt. Der Mutter hingegen fällt die expressive Rolle zu. Sie trägt die Verantwortung für die Gruppensolidarität, die Schlichtung von Konflikten und für die Pflege und Erziehung der Kinder. Diese Rollentrennung war, laut einer Studie über die Familienstruktur ausländischer Familien von 1976, bei den Türken am stärksten ausgeprägt (Vgl. Schrader et al. 1976: 76). Diese Rollen- und Geschlechtertrennung ist durch die türkische bäuerliche Kultur geprägt und zeigt sich heute noch in der Einhaltung der untergliederten Alters- und Geschlechterhierarchie.

Viele türkische Frauen versuchen, sich auch in der Fremde verlässliche Orientierungssysteme aufzubauen. Dazu brauchen sie maßgeblich die

Solidargruppe der Frauen. Daher besuchen sich verwandte türkische Frauen und Nachbarinnen so oft wie möglich oder versuchen, soviel Freizeit und Arbeitszeit wie möglich gemeinsam zu verbringen. Dadurch bleibt der traditionelle Kommunikations- und Arbeitszusammenhang weitestgehend erhalten.

Allerdings fällt es immer schwerer, verschiedene Gruppen zu vereinen. Da in Deutschland weit mehr türkische Frauen auf eine Arbeit angewiesen sind und nicht mehr als Hausfrau zuhause bleiben, verändern sich auch die Interessen und Erfahrungen der Frauen. Während sich der Alltag der Hausfrauen um Kinder, Küche und Kochen dreht, beschäftigen sich die berufstätigen Frauen zunehmend mit Themen wie Arbeitsbedingungen und Arbeitsplatzsicherheit (Vgl. Straube 1987: 50-55).

Dennoch liegt die Hausfrauenquote unter den türkischen Migranten sehr hoch, insgesamt fast zweieinhalbmal höher als unter den Einheimischen (Vgl. Woellert et al. 2009: 37). Da ihren Männern häufig eigene Bereiche in der Außenwelt fehlen (wie zum Beispiel die Teehäuser) sind sie stärker auf den Aufenthalt im Haus angewiesen, was wiederum den traditionellen Bereich der Hausfrauen einengt. Da es ihnen häufig nicht erlaubt ist, sich im selben Zimmer wie die Männer aufzuhalten, bleiben ihnen letztlich nur noch Bereiche wie die Küche als Rückzugsort. Somit ist die Dominanz, die der Mann auf seine Frau ausübt, in der Fremde noch weitaus größer, als es in der Türkei jemals der Fall gewesen wäre. Dies äußert sich auch in der Tatsache, dass viele Frauen das Haus alleine nicht verlassen dürfen, da ihre Ehre und somit auch die der ganzen Familie in Gefahr geraten könnte. Daher dürfen diese Frauen sich draußen nur in männlicher Begleitung aufhalten, die fast ausschließlich zum familiären Kreis gehört. Eine andere Möglichkeit für die Frauen ist es, in großen Gruppen gemeinsam mit anderen Frauen aufzutreten und sich so zu schützen. So begleiten die Töchter ihre Mutter und sorgen für ihren guten Ruf und die Mütter begleiten ihre Töchter und achten somit auf die Erhaltung der Ehre. Vor allem der Zusammenhalt der ältesten Tochter und der Mutter wird früh anerzogen. Sie soll ihre Mutter von klein auf unterstützen und so lernen, diese Arbeiten später auch selbstständig ausüben zu können (Vgl. Straube 1987: 50-55).

Zwar decken sich die Zukunftsvorstellungen der Mädchen nicht immer mit denen ihrer Eltern, aber auch wenn sie in jungen Jahren andere Träume haben (zum Beispiel einen Beruf auszuüben), fühlen sich viele nach einer Heirat dennoch stärker an den Haushalt gebunden, da diese Erwartung durch ihre unmittelbare Lebensumgebung stetig auf sie einwirkt. Außerdem sind sich die meisten Mädchen darüber bewusst, dass sie im Falle einer Erwerbstätigkeit mit der Doppelbelastung aus Beruf

und Haushalt rechnen müssten, weshalb sie sich meistens für ein Dasein als Hausfrau entscheiden (Vgl. Bott et al. 1991: 109,110).

Die zentrale Autoritätsfigur ist der Vater, der die Familie dominiert. Für viele Jugendlichen ist die Widerrede gegen ihn undenkbar (Vgl. Tertilt 1996: 189-206). Auch dem Vater ins Wort zu fallen oder in seiner Anwesenheit ungefragt das Wort zu ergreifen würden sie sich niemals erlauben (Vgl. Bott et al. 1991: 57). Über dem Vater steht der Großvater väterlicherseits, dem eindeutig mehr Gewicht zukommt als dem Großvater mütterlicherseits. Auch den Onkeln väterlicherseits wird mehr Respekt entgegengebracht als den Onkeln mütterlicherseits.

Die männlichen Kinder haben wiederum eine privilegierte Stellung gegenüber ihren weiblichen Familienmitgliedern, finden sich aber in der männlichen Hierarchie an unterster Stufe. Gibt es einen oder mehrere ältere Brüder, sind die Jungen zunächst diesen untergeordnet.

Dieses System der Altershierarchie setzt sich durch bis hin zu Freunden der Familie und in die Nachbarschaft. Mit ihm sind bestimmte Pflichten und Verhaltensregeln verbunden, wie zum Beispiel die Unterwürfigkeit und Passivität gegenüber Älteren. Gleichzeitig müssen sie jedoch auch die Bereitschaft zeigen, sich aggressiv zu verhalten und so dem angestrebten Männlichkeitsideal zu folgen (Vgl. Tertilt 1996: 189-206). Werden beispielsweise die Mutter oder andere weibliche Familienmitglieder eines Türken beleidigt, so ist es die Aufgabe des Jungen oder Mannes, sie zu verteidigen. Da sich die Frauen selbst nicht wehren dürfen, wird der Angriff auf die Ehre des Mannes abgeleitet, der dann gezwungen ist, sich und seine Familie zu verteidigen (Vgl. Tertilt 1996: 211).

Viele Frauen erleben in Deutschland einen Autoritätsverlust gegenüber ihren Kindern. Durch die häufig mangelnden Sach- und Sprachkenntnisse können sie ihren Kindern im Alltag nur wenig helfen, was vor allem im schulischen Bereich immer wieder auffällt. Da sie in viele Lebensbereiche ihrer Kinder keinen Einblick haben, können sie sich ihnen gegenüber auch immer weniger durchsetzen. Dennoch wollen viele Familien ihre traditionellen Werte und Strukturen konservieren. Am besten ist dies durch die Verheiratung der Söhne mit einem Mädchen aus der Türkei möglich. Durch diese Heirat kommt es zu einer Rückbindung an die Heimat, was die traditionelle Orientierung der Familie wieder verstärken soll. Da viele Mädchen in der Türkei noch mit dem traditionellen Rollenmuster aufwachsen, stellen sie auch in Deutschland die Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau nicht in Frage. Dadurch umgeht die Familie mögliche Konflikte, die mit einer Türkin, die in Deutschland aufgewachsen ist, vielleicht eher denkbar wären (Vgl. Straube 1987: 50-55).

3.4.2 Erziehung

Die Jugendlichen erleben häufig in ihren Familien eine Wertorientierung, die von der islamischen Religion geprägt ist und die vor allem die Dominanz des Mannes über die Frau beinhaltet. Ausgehend von dieser Erziehung, wird es wahrscheinlich, dass die Wertorientierung und das Rollenverständnis der Deutschen den Jugendlichen Schwierigkeiten bereitet. Zuhause wird ihnen häufig die Unterdrückung der Frau als richtig vorgelebt, doch dann müssen sie schockiert feststellen, dass, zum Beispiel, in deutschen Schulen viele weibliche Lehrer unterrichten, die eine ganz andere Rollenvorstellung haben. Häufig kommen die traditionell erzogenen türkischen Jugendlichen mit einem solchen Verständnis nicht zurecht. Sie werten die deutschen Frauen als unmoralisch und normlos ab, da sie ihren eigenen Moralvorstellungen nicht entsprechen. Da die deutschen Männer das Verhalten ihrer Frauen so akzeptieren, geraten sie schnell in den Status des unmännlichen Mannes, dem ebenfalls keine Achtung entgegen gebracht werden muss. Durch diese Einstellung fällt es den Jugendlichen dann sehr schwer, sich zu integrieren (Vgl. Renner 1982: 20-29 und Uysal 1998: 173-176).

Viele türkische Mädchen unterliegen in Deutschland noch stärkeren Repressionen als in der Türkei. Aus Angst vor der Ehrverletzung werden vor allem die Freizeitangebote eingeschränkt. Die meisten Mädchen dürfen nur in Begleitung einer Vertrauensperson der Eltern oder ihrer Brüder teilnehmen. Da vor allem die älteren Brüder dazu aber häufig keine Lust haben, bleibt den Mädchen nichts anderes übrig, als zuhause zu bleiben (Vgl. Stüwe 1982:124, 125).

Zwar erlaubt ein größerer Teil der Väter seinen Töchtern, sich in als weniger wesentlich angesehenen oder weniger zentralen Bereichen zumindest oberflächlich den deutschen Mädchen anzupassen. Sie dürfen sich wie sie kleiden, sollen möglichst viel lernen und wissen und teilweise sogar eine Ausbildung machen. Verhaltensnormen, die jedoch die unmittelbare Rollen- und Autoritätsstruktur der Familien betreffen oder grundlegende türkische Normen gefährden oder gar verletzen, werden meist abgelehnt. Vor allem der Gehorsam gegenüber den Eltern und die Jungfräulichkeit bis zur Ehe müssen unbedingt eingehalten werden. Selbstgewählte Kontakte zu Männern sind nicht erlaubt, ebenso wenig wie alleine ins Kino, Café, zum Tanzen oder Spaziergehen. Viele Mädchen dürfen außerdem nicht an Klassenfahrten teilnehmen, da die Eltern große Angst vor der Ehrverletzung haben. Häufig sind daher nur die notwendigen Kontakte wie Schulbesuche, Einkäufe und Behördengänge erlaubt. Alle anderen Freizeitbetätigungen könne sie nur gemeinsam mit ihren Eltern erleben, wie zum Beispiel gemeinsame Spaziergänge und Besuche bei den Verwandten. „Die Angst vor Orientierungslosigkeit ist

groß und die Sorge um die Moral der Tochter, von der nicht nur deren individuelle Hierarchie, sondern die Ehre und damit die soziale Stellung der Familie abhängen, führt in manchen Fällen zu Formen extremer Kontrollen bis hin zum Einsperren in der Wohnung und dem Verbot jeglichen Kontakts außerhalb der Familie“ (Vgl. Yakut et al. 1986: 81). Hier in Deutschland ist es jedoch einigen Mädchen erlaubt, sich auch alleine in einer größeren Gruppe zu bewegen.

In den letzten Jahren setzen sich immer mehr Mädchen über die Verbote ihrer Eltern hinweg und benutzen die Schule, Arbeitsstätte oder andere Gegebenheiten als Mittel, um sich zeitliche Freiräume zu erkämpfen. Erfahren jedoch die Eltern einmal von den Täuschungen ihrer Tochter, so versuchen sie häufig, ihr Mädchen mit Hilfe von stärkeren Kontrollen zu beschützen.

Den Söhnen werden im Gegensatz dazu nur sehr wenige Grenzen gesteckt. Zwar wird auch bei ihnen der Gehorsam gegenüber dem Vater erwartet, gegenüber ihrer Mutter müssen sie sich jedoch nicht so extrem respektvoll verhalten. Dass traditionell die Männer über den Frauen stehen, lernen auch schon die kleinsten Jungen. Im Gegensatz zu den Mädchen verbringen viele männliche Jugendliche den Großteil ihrer Zeit außerhalb der Familie mit ihrer Peer Group und haben dadurch die Möglichkeit, sich der Kontrolle ihrer Eltern zu entziehen. Auch erhalten sie öfter größere Summen Taschengeld von ihren Eltern und können daher weit mehr Freizeitmöglichkeiten wahrnehmen. Häufig steht dahinter wohl der Wunsch der Eltern, ihre Kinder für das Leben in Deutschland zu entschädigen. Durch die großen Zuschüsse haben die Jugendlichen so wenigstens die Möglichkeit, im Konsumverhalten mit den Deutschen mitzuhalten und einmal nicht als Außenseiter dazustehen (Vgl. Stüwe 1982: 133).

Wie bereits erwähnt, ist die Einsicht vieler türkischer Eltern in das deutsche Schulsystem stark eingeschränkt. Durch ihre eigene, häufig nur sehr kurze schulische Vergangenheit und durch ihre mangelnden Deutschkenntnisse, wird ein Einblick zusätzlich erschwert. Häufig vertrauen die Eltern auf die Autorität des Lehrers, der schon alles richtig machen wird (Vgl. Straube 1987: 153, 154). Dennoch bereitet einigen Eltern schon die Anmeldung ihrer Kinder im Kindergarten Unbehagen. Vor allem die Herausbildung der kindlichen Individualität widerspricht der traditionellen Einstellung vieler türkischer Eltern. Sie fordern vielmehr auch schon von den Kleinsten die Sozialisierung mit dem Familienverband und gruppenkonformes Verhalten. Aus diesem Grund schicken viele türkische Eltern ihre Kinder nur im Notfall in den deutschen Kindergarten (Vgl. Straube 1987: 141, 142).

Trotz ihres eigenen geringen Bildungsstandes und des Misstrauens in deutsche Institutionen haben viele türkische Eltern dennoch eine hohe Bildungserwartung an ihre Kinder. Sie erhoffen sich durch sie nicht selten einen sozialen Aufstieg. Doch die Wünsche der Eltern sind oft unrealistisch und viel zu hoch gesteckt, da sie sehr hohe Erwartungen in ihre Kinder setzen, ohne sie jedoch auch zu unterstützen. Häufig wird ihnen kein eigener Arbeitsplatz zur Verfügung gestellt und es fehlt zusätzlich die nötige Ruhe, um gewissenhaft arbeiten zu können. Allgemein erhalten türkische Schüler nur wenig häusliche Unterstützung bei ihren Hausaufgaben und auch andere teils notwendige Schritte zur Unterstützung, wie Nachhilfe oder Hausaufgabenzirkel, werden nur sehr selten eingeleitet (Vgl. Uysal 1998: 62).

Viele Eltern unterscheiden bei der Schulbildung auch immer noch nach dem Geschlecht. So wird die schulische Laufbahn der Töchter weitaus weniger ernst genommen als die der Söhne. Viele Mädchen werden durch Haushaltspflichten und die Beaufsichtigung ihrer jüngeren Geschwister vom Schulbesuch abgehalten und so am Lernen gehindert (Vgl. Straube 1987: 153, 154). Vor allem Mädchen mit berufstätigen Müttern müssen teilweise extrem viele Mutterpflichten mit übernehmen. Dieser Doppelbelastung können die wenigsten standhalten. Da die Eltern außerdem die Meinung vertreten, dass hausfrauliche Fähigkeiten wichtiger sind als die Schule, fügen sich viele Mädchen ihrem Schicksal als - teilweise nur gering gebildete - Hausfrau (Vgl. Straube 1987: 139).

Die Jungen hingegen erfahren weitaus mehr Rückhalt und Unterstützung durch ihre Familien. Sie haben die Freiheit, ganz andere Zukunftsvorstellungen als die Mädchen zu entwickeln, vor allem, da sie den Druck einer frühen Heirat nicht zu spüren bekommen (Vgl. Bott et al. 1991: 113).

3.5 Netzwerke

Vor allem männliche Jugendliche bauen sich meist außerhalb ihrer Familie zusätzlich türkische Interessengruppen auf. Innerhalb dieser Gruppe herrscht eine andere Welt, in der die Werte des eigenen Vaters nicht mehr von Bedeutung sind, sondern nur noch die der Gruppe zählen. Die Jungen versuchen sich dadurch der Autorität ihrer Väter zu entziehen, indem sie ihnen Einblicke in ihr Leben verwehren. Außerdem hilft vielen Jugendlichen die starke Gemeinschaft ihrer Gruppe, mit den Anfeindungen und der Diskriminierung in ihrem Alltag fertig zu werden. Häufig kommt es aufgrund dieser Peer Groups und ihrer Wertvorstellungen daher zum Streit zwischen Vätern und Söhnen (Vgl. Straube 1987: 322-324).

Freundschaften nehmen unter den Jugendlichen einen sehr hohen Stellenwert ein. Eine gute Freundschaft beinhaltet, sich für den anderen - auch handgreiflich - einzusetzen sowie Vertrauen und Zuverlässigkeit im Umgang miteinander, was in der bedingungslosen Solidarität zu den Freunden oder zur Gruppe mündet.

Häufig stellen die Freunde eine Art Gegenwelt zum traditionellen Elternhaus dar. Während die Jugendlichen ihren Eltern gegenüber immer mit Achtung und Respekt begegnen müssen, können sie sich untereinander frei und ungezwungen verhalten. In dieser wichtigen Phase des Heranwachsens bietet die Freundschaft den Jugendlichen solidarisches Handeln und gegenseitige Anerkennung. Dies ist besonders wichtig für sie, da ihnen durch ihre Umwelt in Deutschland häufig soziale Missachtung und Nichtanerkennung entgegenschlägt, die sie dann gruppenintern bewältigen können.

Es werden jedoch nicht alle Probleme in der Gruppe besprochen. Dies trifft häufig nur für äußere Probleme zu, wie zum Beispiel Streits mit anderen. Innere Probleme mit der Schule, Familie oder in der Ausbildung besprechen die Jugendlichen häufig in einer Kleingruppe, wohingegen intime Probleme - Stress mit der Freundin - einzig mit dem besten Freund thematisiert werden (Vgl. Tertilt 1996: 175-189). Die Männerfreundschaft gilt als die persönlichste Beziehung nach außen, die ein Mann eingehen kann, und ist oft um Einiges vertrauter und offener als die Beziehung zur eigenen Ehefrau (Vgl. Bott et al. 1991: 116).

Insgesamt haben männliche türkische Jugendliche meist nur wenige Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. So bieten Jugendzentren kaum etwas für diese Jugendlichen an oder werden von ihnen aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse gemieden. Sollten sie doch Interesse zeigen, bleibt ihnen der Eingang zu Freizeiteinrichtungen, Diskotheken und Kneipen oft verwehrt oder sie werden mit ständigen Ausweiskontrollen mürrisch gemacht. Häufig gibt es auch zu wenige ausländische Mitarbeiter, die bei Streits und Diskussionen türkischer und deutscher Jugendlicher vermitteln könnten (Vgl. Stüwe 1982: 126, 127). Und auch von Seiten einiger Eltern gibt es extreme Vorbehalte gegen die deutschen Jugendzentren (Vgl. Uysal 1998: 98).

Die Repräsentativuntersuchung '95 kommt zu dem Ergebnis, dass sich über die Hälfte der befragten jungen türkischen Migranten (56 Prozent) mehrere Male pro Woche mit Deutschen trifft. Dieser Gruppe gegenüber stehen jedoch auch 29 Prozent, die sich selten oder sogar gar nicht mit Deutschen treffen (Vgl. Repräsentativuntersuchung '95: 307 in Keim 2003: 72). Seifert (1997) kommt außerdem bei einem Vergleich der Daten des SOEP zu dem Schluss, dass die Zahl interethnischer Freundschaften seit Anfang der 1990er Jahre zurückgeht. Zählten 1991 noch für 67 Pro-

zent der Migranten (der zweiten Generation) Deutsche zu den wichtigsten drei Personen außerhalb ihres eigenen Haushalts, so war dies 1995 nur noch bei 59 Prozent der Fall. Münz, Seifert und Ulrich (1997) sehen darin „ein Indiz für eine wachsende Distanz zwischen ausländischer und deutscher Bevölkerung“ (Siehe Münz et al. 1997: 101f. in Keim 2003: 72). Die neuere Shell-Jugendstudie (2000) zeigt aber, dass dennoch die Mehrzahl der Jugendlichen sowohl zu deutschen als auch ausländischen Jugendlichen Kontakt hat (Vgl. Shell-Jugendstudie 2000: 234 in Keim 2003: 72,73).

3.6 Partnerschaft

Gegenüber dem weiblichen Geschlecht verhalten sich die männlichen türkischen Jugendlichen eher ambivalent. Häufig unterscheiden sie Mädchen in »Familienmädchen« und »Straßenmädchen«. Diese Differenzierung wurde aus dem Unterschied zwischen deutschen und türkischen Frauen abgeleitet. »Straßenmädchen« werden als verdeutscht und demnach schlecht angesehen. Sie leben eine andere, offenere Sexualmoral aus, wagen es, ihren Eltern zu widersprechen, und fordern eine Selbstständigkeit, die sich häufig nicht mit der Zukunft der Familie und deren Wohlergehen vereinbaren lässt. Ihnen sei die Durchsetzung ihrer eigenen Interessen wichtiger als die Solidarität mit ihrer Familie, so die Meinung. Vor allem die Sexualmoral der Deutschen lehnen sowohl die Eltern als auch die Jugendlichen ab. In der Regel nehmen sie diese als Normlosigkeit und Unmoralität wahr (Vgl. Yakut et al. 1986: 81-83). Dementsprechend verspüren viele der männlichen Jugendlichen diesen Mädchen und Frauen gegenüber keinerlei Respekt und beleidigen sie teilweise mit sexistischen Sprüchen (beschimpfen sie zum Beispiel als „Huren“). Dies geschieht jedoch nicht nur bei deutschen, sondern auch bei türkischen Mädchen (Vgl. Tertilt 1996: 214).

»Familienmädchen« hingegen werden sowohl von den türkischen Jugendlichen als auch von ihren Eltern geachtet. Da sie nicht alleine ausgehen und unter der vollen Kontrolle ihrer Eltern stehen, laufen sie auch nicht Gefahr, die Ehre der Familie zu beschmutzen. Diese Mädchen leben weitaus eingeschränkter als die »Straßenmädchen«, da sie das Haus nur in Begleitung ihrer Eltern oder älteren Brüder verlassen dürfen, meist um Einkäufe zu erledigen oder spazieren zu gehen. Da die Mädchen ständig überwacht werden und somit für alle ersichtlich ist, dass sie sich nicht unehrenhaft verhalten haben oder dies in Zukunft werden, sind sie unter der männlichen Jugendlichen sehr begehrt. Sie werden häufig angeflirtet und mit zahlreichen Komplimenten überhäuft (Vgl. Yakut et al. 1986: 81-83).

Diese Einstellung könnte mit ein Grund dafür sein, dass der Anteil bikultureller Ehen bei türkischstämmigen Migranten gerade einmal fünf Prozent beträgt und er auch bei der zweiten Generation nur minimal ansteigt (Vgl. Woellert et al. 2009: 36). Wobei insgesamt der Anteil bikultureller Ehen bei denjenigen, die im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft sind, beinahe doppelt so hoch ist wie bei den türkischen Migranten ohne (Vgl. Woellert et al. 2009: 37 (Diagramm)).

Dennoch hat die Shell-Jugendstudie (2000) ergeben, dass sich nur etwa ein Fünftel der befragten türkischen Jugendlichen eine binationale Ehe nicht vorstellen könnte, für den Rest hingegen einzig die Liebe als die wesentliche Bedingung genannt wird. Und auch die Akzeptanz durch die Familie des Partners und das Einverständnis der Eltern ist für die türkischen Jugendlichen wichtig (Vgl. Shellstudie 2000: 253 in Keim 2003: 73).

3.7 Wohnverhältnisse

Noch heute verfügen viele der türkischen Familien nur über sehr kleine Wohnungen und Wohnräume. Häufig leben auf wenigen Quadratmetern vier oder gar mehr Personen. In einer Befragung von ausländischen Mitbürgern - Ende der 70er Jahre - gaben 89% an, mit vier oder mehr Personen zusammen zu wohnen und jedem Vierten standen zu dieser Zeit weniger als 50 qm Wohnfläche zur Verfügung. Zwar waren und sind die Mieten für solche Wohnungen nicht besonders hoch, doch nimmt mit den geringen Mieten meist auch die Lebensqualität ab (Vgl. Schrader et al. 1976: 84).

Diese niedrigen Mieten sorgen weiterhin dafür, dass sich die Ausländer vor allem in Großstädten auf bestimmte Stadtteile konzentrieren, was wiederum häufig zu einer Abwanderung der deutschen Bevölkerung führt. In der Regel bleiben in solchen Gebieten neben den Ausländern dann nur noch sozialschwache Deutsche wohnen (= Ghettoisierung). Häufig bleibt ihnen auch gar keine andere Möglichkeit, als in solche Wohngebiete zu ziehen, da vor allem türkische Familien über große Schwierigkeiten - wie Benachteiligung und Diskriminierung - bei der Wohnungssuche klagen (Vgl. Uysal 1998: 83-88).

3.8 Schule

3.8.1 Allgemein

Wie bereits schon in den Jahrzehnten zuvor, besuchten auch in den 1980er Jahren nur wenige türkische Kinder eine weiterführende Schule

und etwa die Hälfte von ihnen erreichte keinen Hauptschulabschluss (Vgl. Straube 1987: 153,154). Auch neuere PISA-Studien - aus den Jahren 2000 bis 2006 - bestätigen, dass die Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Deutschland - in Bezug auf die Kompetenzen - ein signifikant geringeres Niveau erreichen als Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Und besonders Jugendliche, deren Eltern beide im Ausland geboren wurden, gehören dieser Gruppe an (Vgl. <http://pisa.ipn.uni-kiel.de>, 10.03.2009). „Die hohen Kompetenzunterschiede zu Jugendlichen ohne Migrationshintergrund lassen sich [...] zu bis zu 40 oder 50 Prozent auf Unterschiede im Sprachgebrauch und in der sozialen Herkunft der Jugendlichen mit Migrationshintergrund zurückführen“ (Siehe <http://pisa.ipn.uni-kiel.de>, 10.03.2009). Diese Kompetenzunterschiede führen weiterhin dazu, dass der Schulbesuch von Kindern der zweiten Generation meist nicht über die Hauptschule hinausgeht. Insgesamt sind also die Jugendlichen mit Migrationshintergrund in den Schularten, die zu einem Hauptschulabschluss führen, überrepräsentiert und somit auch in den Schularten, die zu weiterführenden Abschlüssen führen, unterrepräsentiert (Vgl. <http://pisa.ipn.uni-kiel.de>, 10.03.2009).

Zu einem ähnlichen Schluss kommt auch eine weitere repräsentative Studie, die besagt, dass ganze 30 Prozent der türkischen Migranten keinen Bildungsabschluss und gerade einmal 14 Prozent eine Hochschulberechtigung besitzen. Solche extremen Höchst- und Tiefstwerte finden sich in keiner anderen Migrantengruppe (Vgl. Woellert et al. 2009: 36).

Es gibt Indizien dafür, dass diese Kinder Schwierigkeiten haben, gerade den Anforderungen der höheren Schularten zu genügen. Aus Beobachtungen heraus ergab sich die Annahme, dass sie bestimmte Zusammenhänge zwar erkennen, diese sprachlich aber nicht umsetzen können. Viele Lehrer bemängeln diese Differenz zwischen der Unterrichts- und der Alltagssprache, die einige Schüler scheinbar nicht im Stande sind zu überwinden. Sie antworten in unvollständigen Sätzen und müssen sprachlich häufiger korrigiert werden. So erleben diese Kinder und Jugendliche, dass sie sich informell zwar verständigen können, nicht aber die formale Sprache beherrschen (Vgl. Bott et al. 1991: 149-152).

Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch, dass ein regelmäßiges Leseverhalten unter den türkischen Familien nicht weit verbreitet ist. Nach Untersuchungsergebnissen von Röhr-Sendmeier von 1985 besitzen nur 7,7 Prozent der befragten türkischen Kinder Bücher und lesen regelmäßig (im Gegensatz zu 36,8 Prozent der befragten deutschen Kinder). Durch das geringe Interesse der Eltern können also auch das kindliche Lernverhalten und die geistigen Interessen des Kindes nicht angeregt werden. In diesem Zusammenhang ist es auch nicht erstaunlich,

dass vor allem das Fernsehen bei türkischen Eltern und Kindern einen sehr wichtigen Platz im Freizeitbereich einnimmt (Vgl. Uysal 1998: 95).

Neben den sprachlichen Schwierigkeiten stellen viele Lehrer - vor allem im Rahmen des naturwissenschaftlichen Unterrichts - außerdem häufiger Erfahrungsdefizite bei ihren Schülern fest, die sie ebenfalls in ihrem Lerneifer behindern (Vgl. Bott et al. 1991: 149-152).

Da diesen Kindern gerade die weiterführenden Schulen - in der Regel - also verschlossen bleiben, stehen ihnen nach ihrem Schulabschluss nur die niedrigsten Berufspositionen offen. In Zeiten hoher Arbeitslosigkeit und somit einem zu geringen Angebot von offenen Lehrstellen wird es für diese Jugendlichen umso schwieriger, eine Stelle zu ergattern. Zwar würden sicher einige dieser Jugendlichen gerne einen anderen Weg als ihre Eltern einschlagen, doch ist die Diskrepanz zwischen den individuell angestrebten Lebenszielen und den tatsächlichen gesellschaftlichen Chancen meist sehr groß und leider auch unüberwindbar. Diese Ausichtslosigkeit führt dann bei einigen Jugendlichen letztlich zu Frustration und Rebellion (Vgl. Bott et al. 1991: 113, 114 & Vgl. Schrader et al. 1976: 206). „Insgesamt zeigen die Befunde [...], dass Jugendliche mit Migrationshintergrund im Hinblick auf die Teilhabe am Bildungssystem und im Hinblick auf notwendige Kompetenzen bis heute noch schlecht integriert sind“ (Siehe <http://pisa.ipn.uni-kiel.de>, 10.03.2009).

3.8.2 Einstellung der Jugendlichen

Häufig sehen die Jugendlichen sich in ihrer Zukunft glücklich verheiratet, im Beruf extrem erfolgreich und fähig, sich Luxusgüter zu leisten. Vor allem prestigebeladene Konsumgüter, wie zum Beispiel der Besitz eines Mercedes, spielen für sie eine sehr wichtige Rolle. Dieses Auto stellt für viele den Inbegriff von Erfolg und einem geglückten beruflichen Aufstieg dar. Dass diese Zukunftsträume häufig unrealistisch sind und ihre schulischen Leistungen weitaus besser sein müssten, verdrängen die Jugendlichen dabei.

Auch wissen die meisten Hauptschüler noch nicht, welchen Beruf sie später einmal ergreifen möchten. Die Mehrzahl der Schüler wünscht sich eine Ausbildung, dicht gefolgt von dem Wunsch, direkt Geld zu verdienen (Vgl. Uysal 1998: 59).

Insgesamt schaffen es die jugendlichen Migranten auch kaum, ihre Bildungsdefizite zu überwinden und sich so Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu sichern. Gerade im Vergleich zu ihren Eltern haben sie sich nur wenig verbessert (Vgl. Woellert et al. 2009: 37). „Lediglich die Jugenderwerbslosenquote sinkt in der zweiten Generation deutlich, bleibt aber insgesamt auf einem hohen Niveau“ (Siehe Woellert et al. 2009: 37).

3.8.3 Einstellung der Eltern

Die Gesamtsituation des Elternhauses beeinflusst die Schulleistungen der Kinder erheblich und der soziale Status der Eltern behindert zusätzlich die soziale Anerkennung durch die deutschen Mitschüler. Häufig hegen die Eltern übersteigerte Erwartungen an die Schulleistungen ihrer Kinder, da sie versuchen, ihre eigenen Wünsche und Vorstellungen vom sozialen Aufstieg über ihre Kinder zu realisieren. Im Gegenzug dazu haben sie aber selten genaue Vorstellungen vom deutschen Schulsystem und können auch bei Schulproblemen - häufig aufgrund schlechter Sprachkenntnisse - nicht eingreifen. „Selbst wenn die Migranteneltern halbwegs Deutsch verstehen, bleibt ihre Distanz zu den Bildungseinrichtungen meist groß. Viele haben selbst schlechte Erfahrungen in der deutschen Schule gemacht, andere hemmt ihre Unsicherheit. »Migranteneltern beherrschen nicht den Code von Lehrern«, sagt die Wissenschaftlerin Karakasoglu, »gerade in Konfliktfällen fühlen sie sich unterlegen.«“ (Siehe www.images.zeit.de/text/2006/28/B-Ausl-nder-17k 17.10.08.).

3.9 Aufnahmegesellschaft

Gastarbeiter aus der Türkei und ihre Kinder und Kindeskiner nehmen in Deutschland häufig einen randständigen Status ein. Weder dem Islam noch der Tradition und Kultur der Türken wird besondere Beachtung geschenkt. Die Eltern erhalten als Arbeitsmigranten häufig nur schlecht-bezahlte Jobs mit niedrigem Ansehen. Daher sehen auch viele Jugendliche keine Chance, einen anderen Weg einzuschlagen. Sie fühlen sich diskriminiert und abgewertet, da sie die ablehnende Haltung der Deutschen immer wieder zu spüren bekommen. Häufig leiden sie unter erheblichen Statusproblemen, da sie die allgemeinen Anforderungen der Mittelklasse nicht erfüllen können, und suchen daher einen Ausweg in der Abkehr von der Masse. Es fällt ihnen schwer, sich mit den gesellschaftlichen Strukturen in Deutschland zu identifizieren, wodurch sie sich immer mehr zurückziehen und gegenüber „den Deutschen“ abgrenzen. Durch viele und auch extrem brutale körperliche Auseinandersetzungen und Angriffe versuchen manche möglichst aufzufallen und so Anerkennung zu erhalten. Diese Gewalttaten sollen ihnen wieder zu einem positiven Selbstbild verhelfen, indem sie die eigene Erniedrigung umkehren und so auf ihre Opfer übertragen (Vgl. Tertilt 1996: 235-246).

Zusätzlich zu den Identitätsproblemen beeinflusst auch die traditionelle Erziehung die Gewaltbereitschaft der Jugendlichen. Da ein ehrenhafter Mann in der Lage sein muss, sich bei einem Angriff körperlich zu verteidigen, ist eine Versöhnung mit dem Gegenüber fast ausgeschlossen. Denn Meinungen von außen dürfen keinesfalls berücksichtigt werden,

wenn der Verdacht der Unmännlichkeit nicht aufkommen soll. Solch ein Selbstbild ist also erziehungsgewollt und wird häufig zusätzlich durch die Gewaltbereitschaft in der Familie (vor allem im Bereich der Erziehung) gestützt. Bisherige Befunde haben gezeigt, dass Gewalt in der Erziehung türkischer Familien häufig noch eine große Rolle spielt. Einige Untersuchungen gehen davon aus, dass in 20 Prozent aller türkischen Haushalte Gewalt angewendet wird, was bedeutet, dass jedes fünfte Kind Gewalt mitbekommt und vielleicht sogar selbst erlebt (Vgl. www.gew-hamburg.de/hlz/0703/sp01.htm 18k 17.10.08.).

„Gehen ungünstige soziale Bedingungen wie Arbeitslosigkeit der Eltern, Armutslebenslagen oder Alkohol- oder Drogenmissbrauch mit solchen Identitätsentwicklungen einher, können latente und eskalierende Gewalttätigkeiten die Folge sein, an denen Interventionsansätze aufgrund mangelnder interkultureller Kompetenz abprallen bzw. sogar kontraproduktiv werden. Schnell geschieht in der Absicht der Konfrontation eine nicht überdachte, kulturelle und persönliche Grenzüberschreitung, die als Provokation gedeutet und dementsprechend eskalierend wirkt“ (Vgl. www.edr-org.de/041111studi/spies.doc 17.10.08.).

3.10 Parallelgesellschaft

Seit gut zehn Jahren taucht in den Medien immer wieder das Unwort „Parallelgesellschaft“ im Zusammenhang mit ausländischen Mitbewohnern auf, und auch die Stadtforschung beschäftigt sich schon seit Längerem mit diesem Phänomen. Dennoch ist die Diskussion bis heute von einer systematischen Beschäftigung mit dem Thema weit entfernt und wird auch in Zukunft kaum zu erwarten sein. Denn durch die zunehmende Globalisierung der Weltgesellschaft werden institutionell geschlossene Gesellschaften immer weniger vorstellbar.

Dennoch hat die Stadtforschung Migrationsvorgänge im Laufe der Jahre durchaus berücksichtigt und ist darauf aufmerksam geworden, dass Einwanderer - in allen klassischen Einwanderungsländern - vorerst auf die Unterstützung der Familie und Bekannten bauen. Folglich lassen sie sich häufig dort nieder, wo sie Gleichgesinnte treffen, also Menschen, die ihre Herkunft teilen und somit auch dieselbe Sprache sprechen. Für gewöhnlich verlassen sie diese Gebiete nach einem gewissen Zeitraum wieder, um den nachfolgenden Migranten Platz zu machen. Somit stellt das Quartier für sie nur eine erste Anlaufstelle dar, die vorübergehend genutzt werden kann.

Natürlich bleiben manche Einwanderer auch für längere Zeit in solchen Quartieren, vor allem dann, wenn ihnen aufgrund der schlechten strukturellen Bedingungen keine andere Wahl bleibt (Vgl. Bukow et al. 2007:

11, 12). Häufig finden diese Zuwanderer „nur am unteren Rand der Gesellschaft Platz, wo sie als Illegale, Billiglohnarbeiter, Dienstmädchen, Sexarbeiter akzeptiert werden. Somit entsteht ein „ethnisches Proletariat“, das in prekären Stadtquartieren verbleiben muss und damit langfristig marginalisiert wird“ (Siehe Bukow et al. 2007: 12).

Vor allem in Europa wurden den Einwanderern mithilfe politischer, ökonomischer oder rassistischer Hindernisse viele Wege versperrt. So war die deutsche Ausländerpolitik seit den 1960er Jahren direkt auf eine solche „Unterschichtung“ ausgelegt. Dass dies nicht immer so von der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde, könnte daran liegen, dass nicht alle Einwanderergruppen von der Unterschichtung betroffen sind, sondern sie nur bestimmte Gruppen trifft.

Doch im Laufe der Zeit hat sich dieses Verhältnis verändert. Konnte man dem Ausländer der 1970er Jahre noch mit rechtlichen Mitteln begegnen, indem man ihm das Wahlrecht vorenthielt und ihn in Bildung und Arbeit benachteiligte, musste man den der 1990er Jahre schon persönlicher attackieren. Indem man den Anderen als Angehörigen einer vollkommen anderen Welt (einer Parallelwelt) definierte und ihn so - wenn er Deutschland schon nicht verlassen wollte - in eine „innere Emigration“ trieb. Heute kann die Parallelgesellschaft als virtuelle Welt - als virtuelles Konstrukt - verstanden werden, die niemand wirklich sehen, aber dennoch fühlen kann. Die Menschen fürchten sich vor der Parallelgesellschaft, da sie in ihren Augen den Nationalstaat gefährdet, indem sie ihm als institutionell geschlossene und stark abgegrenzte Gesellschaft gegenübersteht und somit die nationale Homogenität bedroht (Vgl. Bukow et al. 2007: 11-16). Normalerweise kommt der Antrieb jedoch nicht dadurch, dass sich ein Individuum bedroht sieht, „sondern weil man die gesellschaftliche Ordnung, in der man sich befindet, überfordert sieht“ (Siehe Sokelfeld, in Bukow et al. 2007: 16).

Die - immer wieder aufkeimende - Debatte um Parallelgesellschaften ist und bleibt bedrohlich, da sie die Gefahren der Moderne verklärt und „zu Handlungen motiviert, deren Resultate völlig unkalkulierbar sind und deshalb in der Regel destruktiv wirken. Wobei diese Sache nicht folgenlos ist, da sie Kulturrassismus schafft, Zonen negativer Integration produziert, Minderwertigkeit adscribiert, den anderen diskreditiert und No-go-areas legitimiert“ (Siehe Bukow et al. 2007: 16).

Bleibt man jedoch bei der Meinung, dass Parallelgesellschaften gar nicht existieren, da sie keine Doppelstrukturen (also keine eindeutige Trennung von sozialen, ökonomischen und kommunalen Systemen) aufweisen, muss man weiterhin den Schluss ziehen, dass die Rede von der Parallelgesellschaft nur den alten Gastarbeiterbegriff abgelöst hat. Dadurch soll sich die negative Integration weiter kräftigen und somit zu

weiteren Abgrenzungen führen. Die Menschen mit Migrationshintergrund, so scheint es, werden also gerade dadurch zum Problem, dass sie hier als ganz normale Bürger leben (Vgl. Bukow et al. 2007: 48-50). Um diese Tatsache zu umgehen, müssen künstliche Grenzen und Differenzen geschaffen werden.

4 Fragestellung der Studie

Die Fragestellung meiner Studie bezieht sich auf die individuelle Sichtweise von jungen, türkischen Migranten zu dem Thema Integration. Mein Erkenntnisinteresse liegt dabei ausschließlich auf der Erforschung der Lebenswelten von männlichen Jugendlichen im Alter von 15 bis 20 Jahren. Gegen eine Untersuchung von männlichen und weiblichen Jugendlichen habe ich mich daher entschieden, da sie sich, aufgrund ihrer (meist) unterschiedlichen Erziehung - meiner Meinung nach - nur schwer vergleichen lassen.

Um die weitere Auswahl der Befragten nicht auf eine bestimmte Gruppe zu beschränken, habe ich mich für eine zufällige Wahl der Interviewpartner in zwei verschiedenen Jugendzentren entschieden.

Das Ziel meiner Arbeit ist es, aufzuzeigen, inwieweit die Jugendlichen sich an die Aufnahmegesellschaft angepasst haben und welche möglichen Hindernisse einer Assimilation im Wege stehen. Abschließend soll in einer Typenbildung veranschaulicht werden, inwieweit das stereotype Bild des türkischen Jugendlichen zutrifft. Und in welchen Bereichen sich die Jugendlichen - in ihren Einstellungen und Lebensweisen - voneinander unterscheiden, von daher also nicht als homogene Gruppe angesehen werden können.

5 Methodisches Design

5.1 Qualitative Forschung allgemein

Neben Qualitativen Interviews in vielfältigen Varianten, spielen in der Praxis der empirischen Sozialforschung auch eine große Zahl qualitativer Studien - in denen teilstandardisierte oder offene Interviews die zentrale Datenbasis bilden - eine Rolle. Es handelt sich dabei um eine alte und zugleich moderne Methode, die sich heute größter Beliebtheit und Verbreitung erfreut.

Da sich die qualitative Forschung sehr gründlich mit Auswertungsverfahren als Interpretationen von Texten befasst hat, bedient man sich gerne dieser Methode und bezieht sie deshalb auf durch Interviews produzierte Texte. Die Informationen die man erhält, sind unverzerrt authentisch, intersubjektiv nachvollziehbar und beliebig reproduzierbar. Durch den Vergleich von Texten und deren Interpretation ergeben sich Kontrollmöglichkeiten, weswegen die Qualitativen Interviews methodisch und methodologisch einen hohen Status einnehmen. Zwar besteht in der Frage-Antwort-Zuweisung in Interviews eine Asymmetrie, die jedoch durch die viel offenere und freiere Gestaltung der Situation gemildert wird. Außerdem kommt eine solche Asymmetrie auch häufiger in ganz normalen Alltagsgesprächen vor und ist somit nichts Ungewöhnliches (Vgl. Lamnek 1995: 37).

„Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten «von innen heraus» aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen“ (Siehe Flick et al. 2005: 14). Im Gegensatz zu quantitativen Methoden ist sie häufig offener und dadurch näher am Geschehen, da sie nicht mit standardisierten Fragen und Antworten arbeitet. Die qualitative Forschung berücksichtigt also die Sichtweise der teilnehmenden Subjekte, was sich mit der postulierten Offenheit gegenüber dem Neuen und Unbekannten im Untersuchten deckt. „Qualitative Forschung ist immer dort zu empfehlen, wo es um die Erschließung eines bislang wenig erforschten Wirklichkeitsbereichs («Felderkundung») mit Hilfe von «sensibilisierenden Konzepten» geht“ (Vgl. Flick et al. 2005: 25).

Insgesamt stellt die Bezeichnung der qualitativen Forschung einen Oberbegriff dar, mit dem sich die verschiedensten Forschungsansätze bezeichnen lassen. Diese Ansätze verfolgen unterschiedliche Forschungsziele und setzen dafür verschiedene Methoden ein (Vgl. Flick et al. 2005: 17, 18). Gegenüberstellen lassen sich Ansätze:

- 1) Bei denen es hauptsächlich um die „Sicht des Subjekts“ geht